

VICENTE VALERO

ÜBERGÄNGE

ROMAN

**AUS DEM SPANISCHEN VON
PETER KULTZEN**

BERENBERG

1

Als ich an diesem Donnerstag endlich San Esteban betrat – es war nicht einfach gewesen, in einer der düsteren steilen Altstadtgassen einen Parkplatz zu finden, wobei ich nicht behaupten kann, dass das nicht vorauszusehen gewesen wäre –, hatte der Gottesdienst schon begonnen, und auf keiner der Bänke im Hauptschiff war noch ein Platz frei. Den ganzen kalten und bewölkten Februarmorgen über hatte ich überlegt, ob ich hingehen solle oder nicht – bald schien mir gar nichts anderes vorstellbar, bald fühlte ich mich wie gelähmt von dem widersinnigen Schwindel, der viele beim Gedanken an eine Beerdigung erfasst und dafür sorgt, dass man sich nicht nur schlecht fühlt, sondern ein noch schlechteres Gewissen bekommt, falls nicht doch die schiere Antriebslosigkeit der Grund war, mit der ich an diesem trüben Tag erwacht war, so dass ich bis jetzt kaum etwas Nützliches zustande gebracht hatte. Mittags stand mein Entschluss jedoch fest, weshalb meine Mutter, bei der ich mich wie verabredet einfand, um zusammen mit ihr einen köstlichen Seeteufeleintopf mit Garnelen zu verspeisen, den sie schon am Vorabend zubereitet hatte, gar nicht darauf hätte zu bestehen brauchen, dass ich »natürlich« hingehen müsse – hätten ihr Rheuma und ihre Erkältung es zugelassen, sie wäre außerdem mitgekommen –, schließlich war Ignacio einer meiner besten Freunde aus Kindheitstagen gewesen,

»ganz bestimmt«, wie meine Mutter drei, wenn nicht vier Mal wiederholte, ja vielleicht sogar der beste – obwohl, kann man so etwas mit Gewissheit sagen? –, wir hatten zusammen gespielt, waren auf dieselbe Schule gegangen, hatten die gleichen Bücher gelesen, gemeinsam am Gottesdienst und an Ausflügen teilgenommen, uns gegenseitig zum Geburtstag eingeladen, vor allem aber »unendlich viele Streiche ausgeheckt«, wie meine Mutter ebenfalls sagte, und dazu kamen weitere Erlebnisse, die wir uns mühelos ins Gedächtnis riefen, während wir uns mit gutem Appetit das Fischgericht und die Flasche Weißwein einverleibten, die ich am Morgen gekauft hatte – kein besonders edler Tropfen, so viel stand fest –, obgleich ich Ignacio nach den Kindes- und frühen Jugendjahren aus verschiedenen Gründen immer weniger gesehen hatte, später bloß noch ganz selten und nur, wenn der Zufall uns zusammenführte. In der Kirche angekommen, stellte ich mich also darauf ein, den Rest der Totenmesse für meinen Freund stehend zubringen zu müssen, was sich angesichts der Bedächtigkeit, die der Pfarrer an den Tag legte, wohl eine ganze Weile hinziehen würde. Bei dem Pfarrer handelte es sich um genau den, der Ignacio und mich vor über zwanzig Jahren im Colegio Pío XII, wo wir in dieselbe Klasse gegangen waren und dieselben Lehrer gehabt hatten, auf die erste Kommunion vorbereitet hatte. Don Luis trug soeben mit unverändert ausdrucksloser, wenn auch deutlich gealterter Stimme den bewährten Text des Propheten Hiesekiel vor, in dem die verdorrten Knochen der Toten auf wundersame Weise von neuem Leben erfüllt werden und, wieder von Sehnen, Fleisch und Haut überzogen und mit Geist ausgestattet, den unwiderleglichen Beweis der vollständigen Auferstehung des Menschen aus all dem Staub erbringen. Von dort, wo ich schließlich stehen blieb, rechts ungefähr in der Mitte des Hauptschiffs, betrachtete ich die Leute, die sich im Gotteshaus eingefunden hatten, um, wie man so sagt, von dem Verstorbenen Abschied zu nehmen und seiner Fa-

milie in dieser schweren Stunde beizustehen, erkannte jedoch zugebenermaßen auf den ersten Blick bloß die Mutter, die Schwestern und, zu meiner Überraschung, den Großvater mütterlicherseits, Don Alfonso, von dem ich angenommen hatte, er sei längst gestorben und unter der Erde, weshalb es für mich fast so aussah, als hätten sich seine Knochen an diesem kalten und grauen Februarnachmittag unversehens wieder zusammengefunden. Die Trauergemeinde bestand zum Großteil aus alten Männern und Frauen – viele von ihnen offensichtlich immer noch stolze Bewohner der vor sich hin bröckelnden Altstadt, außerdem, wie meistens in der Kirche, mehr Frauen als Männer – und nur sehr wenigen Leuten unseres, also Ignacios und meines Alters, bestenfalls zehn oder zwölf, die eine Gruppe bildeten, die durch ihre Kleidung und Frisuren aus der Reihe tanzte, darunter, wie ich mir sagte, zweifellos auch Ignacios letzte Freunde. Eine Schwester, Amelia, die jüngste, die mir immer sehr gut gefallen, die ich aber seit mehreren Jahren nicht gesehen hatte, weinte unaufhörlich vor sich hin, an die Schulter eines Mannes gelehnt, der vermutlich ihr Freund oder Ehemann war. Trotzdem war sie wunderschön mit ihrer unverändert blonden Mähne und ihrem federleichten anziehenden Körper, der in einer sehr engen schwarzen Hose, einer weißen Bluse und einem ebenfalls schwarzen und enganliegenden Pullover steckte. Sobald der vorgeschriebene Ablauf der Messe sie zum Aufstehen zwang, richtete ich ohne jede Scham den Blick auf sie, ließ ihn an ihrer Gestalt, die mir den Rücken zuehrte, hinabgleiten und immer wieder an ihrem sozusagen vollkommenen Hintern Halt machen, um sodann weit zurückliegende Bilder aus unserer Jugend in mir aufsteigen zu lassen, Szenen am Strand oder auf Partys, zum Beispiel, bis ich mich irgendwann innerlich zur Ordnung rief, angesichts der traurigen Umstände und an einem geweihten Ort wie diesem. Ihre beiden Schwestern, die immer ziemlich hässlich gewesen waren, waren das auch jetzt noch, wirkten aber

ruhig und weinten nicht. Don Luis hielt eine lange, etwas wirre Ansprache, in der er die Tugenden Ignacios pries, den er, wie er zugab, allerdings seit dessen Kindertagen kaum je wiedergesehen hatte, woraufhin er, wenngleich mit unverändertem Alter und ausdrucksloser Stimme, wild fuchtelnd gegen die Drogen und gegen eine Gesellschaft wettete, die Drogen nicht nur nicht verbiete, sondern sich auch keine Mühe gebe, sie auszurotten. Es war ganz klar, dass er Ignacio so erinnerte, wie er als Kind gewesen war, manches aus seiner hitzigen Ansprache konnte ich in jeder Hinsicht bestätigen, also, dass Ignacio sympathisch, unruhig, mitteilend, ein guter Freund und noch besserer Sohn gewesen war, in der Schule mehr oder weniger strebsam und fleißig, ein eifriger Sportler und dazu stets großzügig – allerdings waren, meinem Eindruck nach, alle so gewesen, die damals auf Ignacios und meine Schule gingen, Don Luis hätte eben dies über uns alle erzählen können, erst recht bei einer Trauermesse und im Angesicht der vom Schmerz überwältigten Familie. Und doch war Ignacio der Tote, nicht wir, ihm fiel die Hauptrolle in der unbeholfenen Rede des Priesters zu, er lag dort aufgebahrt, wie man ebenfalls so sagt, in einem von düsteren Trauerkränzen umrahmten hell glänzenden schwarzen Sarg. Ein Schauer lief mir über den Rücken, und ich lehnte mich an eine eiskalte Marmorsäule. Im selben Augenblick sagte ich mir jedoch, dass ich gut daran getan hatte, zur Trauerfeier zu erscheinen, ich war froh, den Schwindel und die morgendliche Antriebslosigkeit überwunden zu haben, um mich, so idiotisch dies im Grunde war, in der erstickend traurigen Atmosphäre umso genüsslicher meinem Selbstmitleid hingeben zu können. So oder so fällt es schwer, bei einer Trauerfeier oder Beerdigung nicht über sich selbst ins Grübeln zu geraten, obgleich man natürlich ebenso an den Toten denkt, oder an dessen Familie, und letztlich vor allem wohl, wenn auch ungern, an den Tod selbst, ein Thema, das man unbewusst so schnell wie möglich wieder zu verdrängen ver-

sucht, während man schwitzend oder frierend ungeduldig darauf wartet, dass der Priester und mit ihm die Messe an ihr Ende gelangen mögen. Don Luis sprach auch über Ignacios Vater. Er war gestorben, als sein Sohn gerade einmal sieben Jahre alt war, und hatte die Familie, wie der Priester fortfuhr, aufs Traurigste verwaist zurückgelassen, weshalb die innere Stärke, die die Mutter daraufhin an den Tag gelegt hatte, nur umso mehr zu loben war. Gleich zwei, wenn nicht drei Mal bezog Don Luis sich auf den Vater als den »großen Abwesenden«, was mir angesichts der Umstände durchaus gewitzt erschien, wie er selbstverständlich auch die Gelegenheit nicht ungenutzt ließ, abschließend zu bekräftigen, dass Vater und Sohn nun im Himmel glücklich wiedervereint wären, ein klassisches Motiv vieler Trauerredner, aus dem jedoch, ehrlich gesagt, nur diejenigen Trost beziehen können, die einen unzerstörbaren Glauben und eine überbordend heitere Vorstellungskraft ihr Eigen nennen.

Als die Homilie endlich abgeschlossen war, folgten das Credo und, durch die damit verbundene Notwendigkeit, sich von den Bänken zu erheben, erneut die Gelegenheit, Amelias immer noch bewunderungswürdigen Körper in Augenschein zu nehmen, ihr prachtvolles Haar, das in der dunklen Eintönigkeit der ersten Bankreihen einen farbigen Akzent setzte. Ich weiß, dass mir in diesem Augenblick der Gedanke durch den Kopf ging, dass ich sie, aber nur sie, umarmen würde, wenn ich an die Reihe käme, der Familie mein Beileid auszudrücken, woraufhin ich mir noch einmal wegen meiner unpassenden Gedanken Vorwürfe machte. Ob ich beim Mittagessen mit meiner Mutter zu viel getrunken hatte? Gut möglich, wohl deshalb hatte ich auch kurz danach in der steilen Straße so lange gebraucht, um einzuparken. Noch während das Credo gebetet wurde, überkam mich das Gefühl, dass die Marmorsäule mir keinen ausreichenden Halt bot, und erneutes Erschauern und Schmerzen in den Beinen

überzeugten mich von der Notwendigkeit, mich zu setzen, weshalb ich in der Hoffnung, dort doch noch einen freien Platz zu finden, bis zur Kapelle im Querschiff weiterging, auch auf die Gefahr hin, dass Ignacios Mutter und Geschwister mich sahen und denken mochten, ich sei gerade erst eingetroffen. Die Kapelle war leer, so dass ich mir aussuchen konnte, auf welcher der drei oder vier kleinen Bänke ich sitzen wollte. Von meinem neuen Platz aus verfolgte ich, allein neben dem Bildnis der schmerzreichen Jungfrau sitzend, weiter den Verlauf der Messe, konnte jetzt aber Ignacios versammelte Familie von vorn betrachten, ihre ausgezehnten, traurigen Gesichter, aus denen einmal mehr das Amelias hervorstach, deren blondes Haar ihr, absichtlich, wie mir jetzt scheint, über die verweinten Augen fiel und sie damit den Blicken entzog. Waren sie blau, grün oder braun? Das hätte ich in diesem Augenblick nicht sagen können. Wie fröhlich und hübsch war Amelia immer gewesen, sagte ich mir dafür, und was waren das für Sommertage gewesen damals, als sie elf oder zwölf war, ein Jahr jünger als ihr Bruder, und mit uns, also mit Julio, Antonio, Ignacio und mir – uns unzertrennlichen vier Freunden –, an den Strand bei Cabo Sur ging und nicht aufhören wollte, über unsere albernen Witze zu lachen. Und wie nutzten wir damals jede Gelegenheit, um sie im Wasser zu betatschen, wie entschlüpfte sie uns, wenn wir gerade die Arme um sie schließen wollten, als wäre sie einer der silbrig glänzenden Fische, die sich stets in der Nähe des Ufers aufhielten und die wir ungeschickt mit bloßen Händen zu fangen versuchten, wie naiv beschimpfte sie uns, wenn sie daraufhin aus dem Wasser sprang, auf der Flucht vor den Seeungeheuern, die wir damals waren, um sich zuletzt schmallend auf ihrem Handtuch niederzulassen, während Ignacio so tat, als würde er sie verteidigen und beschützen. Vielleicht gefiel ich ihr damals, wandte sie sich doch jedes Mal zuerst an mich, wenn sie einem der Freunde ihres Bruders ihre Geheimnisse erzählen wollte – unendlich belanglose und dum-

me Geschichten aus der Klosterschule, auf die sie ging – oder bei unseren Strandspielen einen Gefährten auswählte. Ignacio aber wollte nicht, dass seine Schwester uns begleitete, weshalb wir sie in Wirklichkeit gar nicht so oft sahen, eigentlich nur, wenn wir ihn zu Hause besuchten, in dem riesigen herrschaftlichen Gebäude in der Altstadt, und auch dann bloß, wenn sie bei diesen Gelegenheiten ebenfalls da war, oder wenn sie an manchen Sommervormittagen durchsetzte, dass ihr Bruder sie – fast immer auf Drängen der Mutter – zum Schwimmen mitkommen ließ. Vielleicht gefiel ich ihr, und vielleicht gefiel sie mir damals auch schon, immerhin freute ich mich einmal sehr über ein Geschenk, das sie mir machte – ein Foto, auf dem sie sich im Badeanzug auf einem Felsen sonnte. Ich weiß noch genau, dass die zwei kleinen, gerade erst an ihrem noch zarten, aber schon sehr geformten Körper hervortretenden Brüste deutlich zu sehen waren. Vielleicht hatte ich sie selbst um das Foto gebeten. Und wenn sie es mir damals gar nicht geschenkt, sondern ich es in Wirklichkeit eines Tages bei ihr zu Hause, womöglich in ihrem Zimmer, gesehen und einfach ohne ein Wort eingesteckt hatte?

Solche Fragen gingen mir durch den Kopf, während Don Luis, der immer müder wirkte, daranging, das Abendmahl vorzubereiten, das Brot und den Wein, die sich einmal mehr in den Leib und das Blut Christi verwandeln sollten. In der Kirche herrschte Schweigen und es war unsäglich kalt, meine Beine zitterten, obwohl ich inzwischen wenigstens sitzen konnte, ich schlug den Mantelkragen hoch und schloss sämtliche noch offenen Knöpfe, zog außerdem die Handschuhe an, die bis dahin in der Tasche gesteckt hatten, und merkte plötzlich, dass die zwei älteren Schwestern Ignacios mich aufmerksam musterten, woraufhin ich erstarrte und reglos verfolgte, wie Don Luis, immer noch qualvoll langsam, mit der Vorbereitung der eucharistischen Gaben fortfuhr. Amelias Foto ging mir jedoch

nicht mehr aus dem Kopf – lange hatte ich es allerdings nicht besessen, was einem unangenehmen Vorfall geschuldet war, der selbstverständlich auch aus meinem Gedächtnis aufstieg, während ich in der einsamen Kapelle der schmerzreichen Jungfrau vor Kälte schier umkam. Öffnet man einmal das Schleusentor der Erinnerung, bricht sich eine Bilderflut Bahn, in der man nur allzu leicht ertrinken kann, zumal in einer Situation wie der meinen in diesem Augenblick und an diesem Ort, nur wenige Meter von dem toten Körper Ignacios und dem noch lebendigen und wunderschönen Körper seiner Schwester Amelia entfernt. Nur ein paar Tage nachdem ich an das Bild gekommen war – wie genau, weiß ich, wie gesagt, nicht mehr –, verlor ich es wieder, oder vielmehr gab ich es aus der Hand, und das, wie ich zugeben muss, unter wenig ehrenvollen Umständen. Im Hafen war, wie jeden Sommer, ein U-Boot der amerikanischen Marine eingetroffen, und wie immer bei solchen Gelegenheiten hatten wir vier Freunde verabredet, es gemeinsam zu besichtigen. Für gewöhnlich blieben die U-Boote eine knappe Woche im Hafen – die Besatzung, denke ich mir, sollte während dieser Zeit zu ihrer verdienten Erholung kommen –, und jedes Mal gab es einen bestimmten Tag, an dem die Offiziere und die einfachen Matrosen leutselig und in Ausgehuniform alle neugierigen Einheimischen empfingen, die wissen wollten, wie es an Bord eines solchen Kriegsfahrzeugs zugeht. Auf diese Weise, hieß es, wollten sie sich bei der Bevölkerung für die großzügige Gastfreundschaft erkenntlich zeigen. Wie verabredet gingen wir also gemeinsam an Bord. Bei unserem Besuch wurden wir die ganze Zeit über von zwei Soldaten begleitet, einem schwarzen und einem weißen, beide sehr groß und gesprächig, die offensichtlich enormen Spaß daran fanden, als Touristenführer aufzutreten. Spanisch sprachen sie nicht mehr als ein paar Brocken, dafür redeten sie ununterbrochen in einem für uns unverständlichen Englisch auf uns ein und stellten dabei immer wie-

der unerwartete Fragen, zum Beispiel, so viel konnten wir verstehen, wo denn unsere großen Schwestern seien und ob wir sie nicht holen und mit aufs U-Boot bringen wollten. Ich weiß noch, dass Antonio, der sich, zumindest damals, stets als der Naivste von uns vierein erwies, mich erstaunt fragte, woher diese Amerikaner denn wüssten, dass wir ältere Schwestern hatten. Während die beiden Soldaten weitersprachen und lachend noch mehr Fragen stellten, die wir kaum oder gar nicht verstanden, obwohl sie sicherlich auch mit unseren Schwestern zu tun hatten, zeigten sie uns zunächst die beklemmend engen Mannschaftsräume mit ihren unfassbar schmalen Pritschen, an deren Decke und Wänden Dutzende Metallrohre entlangliefen, um uns anschließend in die Kommandozentrale zu führen, wo uns ein sehr freundlicher großer blonder Offizier wie aus einem Zweiter-Weltkriegs-Film die Hand gab und auf ein Glas Coca-Cola einlud. Während wir langsam die eigentlich nicht besonders große Strecke durch das Innere des U-Boots zurücklegten, steckten Ignacio und ich, sobald wir uns von unseren geschwätzigen Führern unbeobachtet glaubten, alles ein, was sich in Reichweite befand, als ginge es in Wahrheit darum, wer mehr zusammenraffte – Bleistifte, Zigaretten, Briefumschläge, Feuerzeuge, Strümpfe, Knöpfe. Antonio bekam wie immer nichts mit, Julio dagegen merkte genau, was vor sich ging, wollte sich dem spontanen Wettstreit aber nicht anschließen. Oder, wie wir damals gesagt hätten, ihm fehlte schlicht und ergreifend, was es brauchte, um mit richtigen Kerlen wie uns mithalten zu können, obwohl er später immer sagen sollte – und auch heute, da bin ich mir sicher, danach befragt, sagen würde –, dass er dafür gesorgt habe, die Matrosen abzulenken, damit sie Julios und mein Treiben nicht bemerkten. Zuletzt erwischten sie uns aber doch, im allerletzten Moment sozusagen, als wir das U-Boot gerade verlassen wollten, und schuld daran war natürlich Ignacio, aus dessen linker Hosentasche eine nachlässig zusammengefaltete Mütze hervorsah, die ihm

sowieso nicht passte, weshalb er sie auch gar nicht erst hätte einstecken sollen; in seiner Gier, mich in allem zu übertreffen – wie ich mir damals gesagt haben muss, denn dergleichen geschah nicht zum ersten Mal –, beging er jedoch häufig Dummheiten wie diese.

Leseprobe aus:

Vicente Valero
Übergänge
Roman

Aus dem Spanischen von Peter Kultzen

88 Seiten · Halbleinen · fadengeheftet · 134 x 200 mm

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»Las transiciones« bei Editorial Periférica, Cáceres

© Vicente Valero, 2016

© der deutschen Übersetzung:

© 2019 Berenberg Verlag GmbH, Sophienstraße 28/29, 10178 Berlin

Konzeption|Gestaltung: Antje Haack|lichten.com

Satz|Herstellung: Büro für Gedrucktes, Beate Zimmermanns

Reproduktion: Frische Grafik, Hamburg

Druck und Bindung: Elbe Druckerei Wittenberg

Printed in Germany

ISBN 978-3-946334-53-8



BERENBERG